

MARCO HASENKOPF

EISFLUT
1784

HISTORISCHER
KRIMINALROMAN

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: shutterstock.com/mycteria

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Hilla Czinczoll

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2021

ISBN 978-3-7408-1169-3

Historischer Kriminalroman

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Literaturagentur Oliver Brauer, München.

Sie begehren von mir, lieber Graf, unglücksvolle Abschilderungen einer Stadt, wovon ich Augenzeug gewesen; könnte in diesem Augenblick der berühmtesten Schriftsteller ihre Feder entlehnt werden, so würde sie dennoch zaghaft sein, alles Schreckliche, alles Traurige in jener Lage zu entwerfen, die zwar ein Mitmensch sehen und fühlen, aber nicht fühlbar genug entwerfen kann; ich glaube mit großem Fug vom 27. Hornung ihnen zu schreiben: Una nox interfuit inter Urbem Maximam et nullam.

Ja, lieber Graf! Diese Stadt war am Rande, unter den wütenden Eiswellen ihr Grab zu finden (...).

Auszug aus dem Brief eines nicht namentlich genannten Kölner Ritters an einen ebenfalls nicht genannten Grafen

Damit die Leser, welche unseren Ort nicht kennen, sich einigermaßen eine Vorstellung davon machen, und die Erzählung eines und andern merkwürdigen Vorgangs besser verstehen mögen: so will ich versuchen, seine Lage, so viel mir ohne Zeichnung möglich ist, deutlich zu machen.

Mülheim, ein offenes Städtchen von vierhundertzwanzig Häusern, liegt eine kleine Stunde unterhalb Köln, am rechten Rheinufer in einer Ebene. Doch diejenigen Häuser, wo man auf dem Wege von dem, Köln gegen über liegenden Städtchen Deutz zu erst anlangt, liegen merklich niedriger als die übrigen Gebäude des Orts; so, daß man hier gewöhnlich diese Gegend unten zu nennen pflegt, ob sie gleich nach dem Laufe des Rheins oben zu liegt. (...)

Das beweinswürdige Schicksal, welches vor kurzem Mülheim am Rhein, durch die verheerende Wasser- und Eisfluten vor anderen Orten her so hart getroffen hat, ist zwar in der Nähe und Ferne bekannt geworden. Allein die Nachrichten davon sind durchgehend zu unvollständig, als daß sie, zumal ausländischen Freunden, eine hinlängliche befriedigende, und der Größe des ganzen schrecklichen Vorgangs würdige Idee beibringen sollten. Und obschon man nicht hoffen darf, diesen Zweck durch gegenwärtige Blätter ganz zu erreichen: so hoffet man dennoch mit Grunde, daß folgende umständliche, möglichst getreue und zuverlässige Beschreibung dem theilnehmenden Publikum nicht unwillkommen sein werde. (...)

Auszug aus: »Beschreibung der schrecklichen Überschwemmung und Eisfahrt wodurch den 27. und 28. Februar ein großer Theil von Mülheim am Rhein verwüstet worden ist, verfasst von einem der selbst vieles mit gesehen, gehöret und empfunden hat, J. W. B.«

Johann Wilhelm Berger, Französischlehrer

Móðuharðindin – Nebelnot

Island, Sommer 1783

Sigrun Olafsdottir spähte über das, was einmal ihr Weideland gewesen war.

Die alte Bäuerin konnte nicht verstehen, was hier vor sich ging. Der Schrecken saß tief. Ihre faltigen Hände zitterten, die Lippen bebten. Rastlos hetzten die schreckgeweiteten Augen hin und her.

Ein Donnerknall, urgewaltig wie aus Walhalla selbst, hatte sie beim Rübenschälen erschrocken auffahren lassen. Tief unter ihr begann die Erde zu beben. Und hörte nicht mehr auf. Eilig hatte sie die armselige Bauernkate, die sie ihr Heim nannte, verlassen. Nun blickte sie sich um. Wo einst zwischen den kegeligen Hügeln das Vieh weidete und sie dem harten Land mit Mühsal ein karges Überleben abrang, herrschte ein unbeschreibliches Chaos aus Feuerströmen, Nebel, Rauch und Asche. Der Himmel war schwarz, und die Luft war erfüllt von Ascheflocken, als würde es schneien.

Zwei Kinder hatte sie zur Welt gebracht, beide waren noch im Kindesalter verstorben. Danach hatte sie keine Kinder mehr bekommen können, und sie hatten sich damit abgefunden, für ihren Hof keine Nachkommen zu haben. Aber wo war ihr Mann? Wo das Vieh?

Von irgendwo hörte sie ein Schaf brüllen, dann verstummte es jäh. Ein seltsamer Gestank lag in der Luft. Scharf und beißend. Noch nie gerochene Gerüche. Verzweifelt beschirmte sie ihre Augen, denn etwas verätzte ihr die Haut und ließ die Augen ungewöhnlich stark tränen. Kaum konnte sie etwas sehen. Was ging hier vor? Waren die alten Vulkane ausgebrochen? Das war doch zeit ihres Lebens noch nicht passiert!

Ein noch nie gehörtes Bersten und Krachen ließ sie herumfahren. Ein rot glühender Lavastrom wälzte sich durch ihr

zerstörtes Haus. Das moosbewachsene Dach trieb noch einen Moment an der Oberfläche, dann versank es zischend im Fluss aus Feuer. Sigrun empfand Todesangst, doch die währte nur kurz. Es gab kein Entkommen. Unaufhaltsam wurde die Bäuerin von der Lavawalze verschluckt.

Einen Todesschrei hat die Welt von Sigrun Olafsdottir nicht mehr vernommen.

Teil I – Fimbulwinter

Donnerstag, 29. Hartung – Mittwoch, 4. Hornung 1784

Einmal begonnen, schien der Winter nicht wieder enden zu wollen.

Die Kälte war so unausweichlich wie der Tod. Schon im Sommer hatte sich auf unerklärliche Weise der Himmel verdunkelt. Die Ernte verdarb. Früh im Herbst waren die Temperaturen unter den Gefrierpunkt gesunken. Eis und Schnee legten sich unheilvoll über das ganze Land und begruben Mensch und Natur unter sich. Ein schier ewiger Winterschlaf begann. Gott – so schien es – hatte die Menschen verlassen.

Im Hartung, dem ersten Monat des Jahreslaufs, wurden die Äpfel in den frostigen Vorratskammern schrumpelig und verfaulten. Dann gingen den Menschen die Vorräte aus, und das Vieh schrie vor Hunger in den Ställen. Die Eiseskälte lähmte auch noch vier Wochen später das ganze Land. Allmorgendlich blickten die Menschen aus ihren Fenstern und sahen: Nachts hatte es erneut geschneit, und der Winter trug wieder ein knitterfreies Kleid.

Mit bangem Hoffen und Gebeten wurde der Frühling erwartet. Doch nichts geschah. Wann würde es endlich tauen? Mit der Schmelze drohte auch die alljährliche Verdammnis, dass das Hochwasser die Städte an den deutschen Flüssen überflutete. Angesichts des schier ewigen Winters herrschte große Furcht vor der zu erwartenden Flut, dem Zorn Gottes.

Und so nahm ein gottloses Grauen die gebeutelten Menschen im Rheinland in seinen Bann. Ein Grauen, so schrecklich, dass es nirgends verzeichnet wurde.

Dies trug sich zu im Schmelzmond im Jahre des Herrn 1784. Auf ausgelassenes Maskentreiben folgte die schwerste Naturkatastrophe jener Menschenzeit.

Die junge Frau rannte, wie es ihre Beine hergaben. Schmerz und Grauen entstellten ihr verdrecktes Gesicht. Blonde Strähnen kamen unter ihrer Haube hervor, klebten auf den tränennassen rot gefärbten Wangen. Panisch blickte sie zurück zur Scheune, aus der sie eben entflohen war. Die Holzpantinen verfangen sich im Saum ihres Kleides. Es riss sie zu Boden. Im Schnee liegend, weinte die junge Frau herzerreißend und laut. Von Todesangst getrieben, richtete sie sich wieder auf. Kaum achtete sie darauf, dass die Fetzen, die ihr Kleid, aus grobem Stoff gewebt, gewesen waren, sie nur notdürftig bedeckten. Dabei verlor sie einen Holzschuh. Barfuß setzte sie ihre Flucht fort.

Im Scheunentor, keine zwanzig Schritt hinter ihr, tauchte ein Mann auf. Er trug eine abgewetzte dunkelbraune Redingote. Ein krauser, ungepflegter Bart beschattete sein Gesicht, das im Dunkel des Tores kaum zu erkennen war. Der Dreispitz auf seinem Kopf war mit einem Federbusch verziert, dessen Rot kräftig leuchtete. Kaum war er im Tor aufgetaucht, richtete er den Lauf seines Gewehrs auf die Flihende. Ebenso schnell erfolgte der Schuss. Sein Knall hallte weit durch das Tal.

Selbst für ungeübte Schützen wäre die junge Frau ein leichtes Ziel gewesen. Es blieb ihr keine Gelegenheit, Schutz zu suchen. Die Kugel bohrte sich in ihren Rücken. Die Wucht des Schusses ließ sie herumwirbeln, als risse eine unbekannte Macht mit aller Gewalt an ihr. Erneut stürzte sie in den Schnee. Dieses Mal stand sie nicht wieder auf.

Der Mann mit dem Federbusch spuckte verächtlich aus, dann verschwand er wieder im Dunkel der Scheune.

Henrik Freiherr van Venray, Amtmann für policeyliche Wohlfahrerei im Dienst des bergischen Herzogs, ließ das Fernrohr sinken. Kaum konnte er glauben, was er gerade mitansehen musste. Vielerlei Verbrechen hatte er in den langen Jahren als

Amtmann erlebt, doch dieser feige Mord kam einer Hinrichtung gleich. Bis auf den Knall des Gewehrs war es lautlos und schnell vonstattengegangen. Das Weinen und Wimmern der jungen Magd hatte Venray in der Vergrößerung des Fernrohrs nur erahnen können.

Wütend legte er seine Muskete an. Doch anstatt zu schießen, besann er sich eines Besseren und löste langsam den Zeigefinger vom Abzug. Schließlich legte er das Gewehr ganz beiseite. Auf die Entfernung hätte er keinen Treffer erzielt. Außerdem hätte es dem Mann mit dem Federbusch seine Position und darüber hinaus die Anwesenheit der Policey verraten.

»Wir sehen uns noch«, presste Venray zwischen den Zähnen hervor. Grimmig biss er aufs Mundstück seiner Pfeife und drehte sich auf den Rücken. Er lag, hinter einer Schneewehe verborgen, auf einer Anhöhe im Wald oberhalb des Weilers, den er mit seinen Männern umstellt hatte, und sah in die blätterlosen Bäume über sich. Die dünnen Äste griffen in den matten, wolkenverhangenen Himmel über dem Oberbergischen Land. Er blickte den Schwaden seines Atems hinterher. Zur Ruhe kam er nicht. Das Bild der ermordeten Magd würde er sein Lebtag nicht mehr vergessen.

Was ging nur in solchen Menschen vor? Was trieb Verbrecher an? Warum hatte der Federbusch einer davonlaufenden wehrlosen Frau in den Rücken geschossen? Welche unvorstellbar schlimme Tat müsste die junge Frau zuvor begangen haben, um diesen Schuss auch nur im Ansatz zu rechtfertigen? Venray versuchte, sich in die Gedankenwelt des Mörders zu versetzen, seine Beweggründe zu erforschen, die Hintergründe, die ihn zu dieser Tat angetrieben haben könnten, und stellte einmal mehr fest, dass es ihm nicht möglich war. Er war nicht willens. Er sah nur Feigheit und unnötige Brutalität darin. Und dagegen war er machtlos. Aber er konnte etwas anderes tun!

Entschlossen drehte sich Venray wieder auf den Bauch, spähte über den Rand der Wehe und betrachtete den unterhalb liegenden Bauernhof, um sich alles gut einzuprägen. Auf der gegenüberliegenden nördlichen Seite des Tals floss ein Bach,

der Dhünn genannt wurde. Aufgrund des Schnees sah man das Gewässer nicht. Es gab das Gutshaus, eine mehrstöckige, große Wohnscheune, zwei kleinere Scheunen und Lager, ein Gebäude am Fluss, das eine Mühle sein konnte, sowie ein kleines Wohnhaus. Der Weiler mit seinen im Tal verstreuten Gebäuden sah an sich friedlich aus. Läge nicht mitten auf dem Hof eine halb nackte Frauenleiche, von deren Ermordung er, Venray, soeben Zeuge geworden war.

Eine unbekannte Anzahl marodierender Soldaten und anderes Gesindel hatten sich zu einer Räuberbande zusammengeschlossen. Seit Wochen zogen sie raubend und mordend durchs Bergische Land. Diese und andere sinnlose Gewalttaten mussten ein Ende haben, deshalb war Venray hier. Außerdem wurde es ihm in der Amtsstube oftmals einfach zu eng.

Fast zwei Klafter weit rutschte er die Schneewehe hinunter und stand kurz darauf zwischen seiner fünfzehnköpfigen Polizeytruppe. Eine Schar aus Landreitern, Vögten, Bütteln und anderen Ordnungskräften, die er für diesen Einsatz rekrutiert hatte. Bis auf seine Landreiter wirkten die übrigen Männer, die alle aus der Umgebung kamen, nervös. Gewaltverbrecher zu stellen, die im Weiler die Gegend unsicher machten, war sonst nicht ihre Aufgabe. Dabei sah manch einer genauso hinterhältig und durchtrieben aus wie die Räuber, die sie jagten. Das traf nicht auf das Landreitercorps zu, das unter seinem direkten Befehl stand. Doch das Oberbergische galt als besonders rau und wild. Die Höfe waren abgelegen. Die Menschen blieben unter sich.

Insgesamt bestand das bergische Landreitercorps aus hundertfünfzig Reitern, die keine einheitliche Uniform trugen. Das Corps war paramilitärisch organisiert. Pferd und Waffen waren ihr höchstes Gut, der Herzog zahlte ein eher mageres Grundsalär. Einfache Soldaten, wie der junge Leutnant Carl, mussten sich durch Verhaftungen Geld dazuverdienen. Die Anfälligkeit für Bestechung oder andere Gefälligkeitsdienste war daher enorm hoch und ganz normale Praxis.

Landreiter Carl kam gerade mit verfrorenem Gesicht und

in Begleitung eines anderen jungen Mannes auf ihn zu. »Der hier hat eine Frage an Euch, wenn Ihr erlaubt«, sagte er.

Von dem anderen wusste er, dass er Gerichtsdieners im oberbergischen Städtchen Altenberg war. Ihm nickte er auffordernd zu.

»Mit Verlaub, darf ich fragen, was habt Ihr gesehen, Euer Hochgeboren?«, sagte er.

»Wir nennen im Feld keine Titel«, entgegnete Venray hart, »oder willst du mich zur Zielscheibe machen?« Dann drückte er seinem Landreiter das Fernrohr in die Hand und sagte zu beiden: »Geht rauf und seht selbst! Kein schöner Anblick. Und haltet verdammt noch mal eure Köpfe unten!«

Der Gerichtsdieners blickte Venray überrascht an. Doch der Landreiter zog ihn mit sich und meinte: »Gaff den Kommandanten nicht so blöde an! Jetzt weißt du, warum ich so gern mit Venray reite.«

Der Gerichtsdieners nickte eifrig, froh darüber, dass ihr Kommandant ihnen diese Erlaubnis erteilt hatte. Augenblicklich robbten die zwei die Schneewehe hinauf und blickten über den Rand auf den Weiler.

Als sie kurz darauf wieder zurückkamen, bemerkte Venray den veränderten Gesichtsausdruck des Gerichtsdieners. »Du kommst aus der Gegend hier, nicht wahr? Kanntest du die Frau?«

Der junge Mann nickte stumm, die Tränen konnte er kaum beherrschen.

»Sprich!«

»Else war ihr Name. War Magd beim Ludwig. Auf dem Jahrmarkt hat sie allen Kerlen den Kopf verdreht.«

Er klang, als wäre er selbst einer der Kerle gewesen.

Räuber, Diebe und Soldaten, die sich zu Banden zusammensetzten, gab es zuhauf. Doch dieser Verbrecherhaufen hier fiel durch seine gottlose Skrupellosigkeit auf. In einem Nest im Sauerland hatten sie eine Müllerin ermordet und kaum einen Stüber erbeutet. Anderenorts zwei Bauernburschen für ein bisschen Butter erdolcht. Nun hielt die Bande den Großbauern

Ludwig, dem der Weiler unter ihnen gehörte, mit seiner Familie und dem Gesinde, insgesamt knapp zwanzig Personen, in ihrer Gewalt. Keiner wusste Genaueres.

Venrays Entschluss stand. Das Risiko war hoch, aber es musste gewagt werden. Vielleicht konnte er noch Leben retten. Sie mussten den Schutz der einbrechenden Dämmerung ausnutzen. Seinem Leutnant Winand Prins gab er das Zeichen zum Angriff. Nach langen Dienstjahren und viel Erfahrung verstand Prins seinen Befehlshaber nahezu wortlos.

»Ladet eure Karabiner«, erhob Leutnant Prins seine Stimme, um der Truppe Order zu erteilen. »Wenn wir unten den Wald verlassen, zieht die Handschuhe aus, damit ihr erst einmal besser zielen könnt. Eure Finger werden dann schnell eisig und taub, das wird euch beim Schießen behindern. Und denkt auch immer daran: Den anderen geht es nicht besser als euch, auch der Gegner friert! Jetzt legt die weißen Laken um. Macht euch bereit. Wir stürmen.«

Venray zog an seiner Pfeife, doch die war schon seit Stunden kalt. Der kalte Rauch schmeckte bitter. Venray vertrat die Überzeugung, dass eine Pfeife nahezu jederzeit geraucht werden konnte. Nur nicht eben dann, wenn man Gefahr lief, Räubern dadurch seine Anwesenheit zu verraten.

Noch heute Morgen hatte er am Ofen gesessen und Zeitung gelesen. Nun stand er im eisigen Nirgendwo im Angesicht eines bevorstehenden Gefechts mit ungewissem Ausgang. Egal, wie gut man sich vorbereitete, wie routiniert oder gar abgebrüht man darin war, in den Kampf zu ziehen, es gab keine Gewissheit, ob man das Ende dieser Auseinandersetzung erleben würde. Ob er sich jemals wieder einer guten Pfeife samt Lektüre erfreuen würde. Das war eines der ungeschriebenen Policyletze, das eigene Risiko, das man in Kauf nehmen musste. Oder ob er dieses Risiko sogar suchte? In diesem Moment aber dachte er wehmütig an den heutigen Morgen zurück.

Eine Zeitung ohne Pfeife, das kam nicht in Frage. Es war noch nicht ganz Mittag gewesen, aber es drang kaum Helligkeit in

den dämmrigen Raum. Um besser lesen zu können, hatte Venray eine Kerze entzündet. Er hatte dem Knistern des Holzes im Ofen gelauscht und über den Rand seiner Zeitung aus dem Fenster hinausgeblickt. Eisblumen zierten die Scheiben. Auf dem Fensterbrett draußen hatten sich einige Fingerbreit Schnee gesammelt.

Venray rückte näher an den Ofen und genoss die wohlige Wärme. Er sog am Mundstück seiner Pfeife. Nichts geschah. Der Tabak war kalt. »Wittib«, zitierte Venray seinen Diener herbei.

Im Vorraum der Stube wurde ein Schleifgeräusch unterbrochen. Noch bevor sein Diener erschien, nahm Venray den Husten und den strengen Geruch des Alten wahr.

»Du weißt doch, wie sehr ich die kalte Pfeife hasse«, meinte er, als Wittib neben ihm auftauchte und eine frisch gestopfte Pfeife entzünden wollte. Der Alte hatte ein hochrotes fiebriges Gesicht. »Lasst, mein Guter«, sagte Venray wohlgesonnen, »ich rauche sie selbst an.«

Wortlos reichte Wittib seinem Herrn die Pfeife und nahm ihm die erkaltete ab. Dann entzündete er einen Kienspan im Ofen und reichte das brennende Holz seinem Herrn weiter. Venray paffte, bis sich dicke Schwaden in der Stube verteilen.

»Was ist das für ein entsetzliches Kraut?«, brachte der Freiherr hustend hervor.

»Oberbergische Wiesenkräuter«, erklärte Wittib.

»Willst du mich vergiften, Wittib?«

»Nur stückweise«, erwiderte der Alte, was Venray mit einem verblüfften Gesichtsausdruck quittierte.

Während Wittib die erkaltete Pfeife reinigte, erklärte er, dass er den guten Originaltabak aus Indonesien mit heimischen Kräutern vermischt habe. Grund dafür sei natürlich lediglich die dringend notwendige Sparsamkeit, nicht der Genuss. Denn der Tabak gehe – wie alles andere auch – aus, und man wisse nicht, wann oder ob überhaupt neuer nachgeliefert werde. Und bei der Menge Pfeifentabak, die der Amtmann tagtäglich in die Luft pustete, könne es zu einem ernsthaften Engpass kommen.

»Aber Euer Hochwohlgeboren meinen ja, ich wolle ihn vergiften«, maulte Wittib beleidigt weiter. »Kerzen bei Tag, den feinsten Tabak und was sonst noch – für Euch herrscht ja immer noch Überfluss.«

Venray ließ den Alten reden. »Ach, ein Bad und ein saftiger Braten«, tagträumte er dann, »das würde dir auch guttun.«

»Was?«

»Beides, vor allem aber wohl baden«, tadelte Venray seinen Diener.

»Euer Hochwohlgeboren können ja selber in den kalten Schnee springen.«

Nach einer Weile fuhr Wittib fort: »Ich habe schon mal gebadet, da hat Euer seliger Herr Vater, der Freiherr, noch in die Windeln geschissen.«

»So alt bist du nun auch wieder nicht«, presste Venray zwischen den Lippen hervor, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen.

»Ihr müsst es ja wissen.«

»Wittib, weißt du, der Trick – wenn man das so nennen kann – beim Baden ist der, dass man es öfters macht, also um genau zu sein, *regelmäßig* und nicht bloß einmal.«

»Nein«, beharrte der Alte stur, »wie gesagt, ich habe es ausprobiert, dieses Baden ist nichts für mich.«

Venray blickte seinen Diener an, und um sich ein Lachen zu verkneifen, begann er damit, seine Zeitungen zu ordnen. »Was würde ich nur ohne dich tun, mein lieber Wittib.«

»Vermutlich genauso durch die Welt tingeln wie jetzt und Schnitzeljagd mit Halunken spielen, statt daheim in Düsseldorf im behaglichen Amtmannhaus zu speisen«, spielte sein Diener auf die gegenwärtige Situation an. »Ihr solltet endlich wieder heiraten und die Füße stillhalten. Der Jüngste seid Ihr auch nicht mehr«, belehrte Wittib seinen Herrn weiter.

»Nun ist es aber genug«, entgegnete Venray dem Alten, »du alter Murrkopf. Nicht schon wieder diese Leier.«

Auf seiner Räuberjagd hatte sich Venray mitsamt seiner kleinen Schar Landreiter im bergischen Odenthal im Haus

des Pulvermachers Franziskus Thelen einquartiert. Thelens Schwarzpulver war über die Landesgrenzen hinweg bekannt. Jederzeit erwartete Venray die Rückkehr seines Kundschafters, der ihm nähere Informationen zum Aufenthaltsort der Räuberbande bringen sollte.

Als Amtmann für gute Wohlfahrt war Venray für die öffentliche Ordnung und Sicherheit im gesamten Herzogtum Jülich-Berg zuständig. Die vereinten Herzogtümer Jülich und Berg unter ihrem Herzog Carl Theodor, der als Kurfürst auch die Pfalz und Bayern regierte, kesselten territorial die freie Reichsstadt Cöln von allen Seiten ein. Venrays Zuständigkeitsbereich erstreckte sich im Nordwesten vom Niederrhein nach Osten bis ins Sauerland und nach Süden weit über Bonn hinaus. Er kümmerte sich um eine Vielzahl von Gemeinden und Landkreisen. Daher war er auch viel unterwegs. Er war der höchste Policeybeamte im Herzogtum. Verbrecherjäger und Richter in einer Person. Nicht nur daran hätte Venray gerne Veränderungen vorgekommen. Im Rang über ihm stand – neben dem Herzog, Kurfürst Carl Theodor selbst – nur der Statthalter als der offizielle Vertreter des Herzogs: Hofrat Graf Melchior von Gollstein, Spross einer uralten Adelsfamilie. Der Graf hasste Veränderungen. Venrays Reformbemühungen waren ihm so willkommen wie eine tödliche Seuche. Die Abschaffung der alten Zeiten absoluter Willkür war in Venrays Augen längst überfällig, doch wann immer er mit Vorschlägen kam, winkte der Graf ab, egal ob er damit die Meinung des Herzogs vertrat oder nicht.

Wissenschaften und Vernunft waren dem Hofrat ein Graus. Mit großer Vorliebe trug er altmodische Perücken, momentan ließ er sich von einem niederländischen Maler im Hermelinmantel porträtieren. Dieses Vorrecht, weißen Pelz zu tragen, stand eigentlich nur dem Herzog in seiner Funktion als Kurfürst selbst zu, sprach aber Bände über Gollstein. Venray hatte bei seinem letzten Gespräch mit ihm einen Blick auf das noch unvollendete Werk werfen können. Eine gewisse Ähnlichkeit zum unlängst vom Herzog und Kurfürsten entstandenen Por-

trät desselben Malers konnte nicht geleugnet werden. Selbst der Wittelsbacher Hubertusorden sowie der Marschallstab durften auf dem Bildnis nicht fehlen. Dass er damit seine Befugnisse klar überschritt, kümmerte Graf Gollstein offenbar wenig.

Die Eitelkeit des Hofrats kannte keine Grenzen. Auf niemanden hätte die Bezeichnung »eitler Pfau« wohl besser gepasst. Gollstein bevorzugte gepuderte Perücken und schwelgte auch sonst gern im althergebrachten feudalen Prunk. Zwar ließ der Kurfürst seinem Statthalter bei vielen Fragen freie Hand, aber Venray wusste nur zu gut, dass beide nicht in allen Punkten einer Meinung waren. Denn Carl Theodor war durchaus bestrebt, Modernisierungen in seinem gesamten Fürstentum einzuführen.

Doch auch ohne ihn konnte Venray sowohl Recht ausüben als auch Urteile fällen. Der Herzog, sein Oberbefehlshaber, hatte ihn persönlich in das Amt des höchsten Policeyvertreters in seinem Herzogtum berufen. Kurioserweise hatte Venray tausend Reichstaler bezahlen müssen, um die Berufung antreten zu dürfen – auch für ihn war das eine beachtliche Investition. Ein solches Amt konnten nur diejenigen bekleiden, die über finanzielles Vermögen verfügten. Das alles schrie so sehr nach Reformen, dass es Venray immer öfter regelrecht schmerzte. Und das nicht nur, weil er Rousseau, Voltaire, Montesquieu oder die Werke des preußischen Völkerrechtlers Samuel von Pufendorf studiert hatte.

Venrays Lieblingszitat von Pufendorf war: »Der Mensch ist von höchster Würde, weil er eine Seele hat, die ausgezeichnet ist durch das Licht des Verstandes, durch die Fähigkeit, Dinge zu beurteilen und sich frei zu entscheiden, und die sich in vielen Künsten auskennt.« Das hatte dieser großartige Denker schon vor einhundert Jahren geschrieben. Die Monarchie und den deutschen Staat dagegen bezeichnete er als Monstrum. Und was war seitdem passiert? Veränderungen traten, wenn überhaupt, nur äußerst langsam ein. Generell gab es bei den Herrschenden, den weltlichen wie kirchlichen Fürsten, kaum ernsthaftes Inte-

resse an sozialen Verbesserungen im Sinne der oft notleidenden Bevölkerung, gar nicht zu sprechen davon, für Gerechtigkeit zu sorgen. Es war einfacher, die zunehmende Verarmung zu verleugnen, als etwas dagegen zu unternehmen. Es war noch ein sehr weiter Weg, bis Reformen Fuß fassen konnten. Die Allmacht der Aristokratie war ungebrochen. Veränderungen auf Kosten des eigenen Wohlstands waren nahezu undenkbar. Wie der König von Frankreich vom ländlichen Versailles aus regierte, so bestimmte gleich ihm eine kleine Elite an Monarchen und Territorialfürsten von ihren luxuriösen Landgütern aus über das Schicksal der gesamten Welt!

»Ich liebe die Tat und die Tatsache«, begann Venray, und sein tadelnder Blick wanderte zum alten Wittib, doch dann brach er seine Ausführungen jäh ab. Kalter Schweiß stand auf der Stirn seines Dieners. Die Nase triefte, und die Wangen schienen zu glühen. Er fieberte. Sein Diener war krank, und was das in diesem Winter bedeutete, bereitete Venray augenblicklich Sorgen. »Setz dich zu mir und wärm dich.«

Das ließ sich Wittib nicht zweimal sagen und sackte auf eine Bank neben dem Ofen. Doch er ruhte nur kurz und holte aus seinem Umhang einen ellenlangen Parierdolch hervor, den er mit Geduld und Sorgfalt über einen Schleifstein zog. An den Schaft des Dolchs hatte man zwei Einkerbungen geschmiedet, die dazu dienten, die Klinge eines feindlichen Rapiers einzufangen und zu brechen.

Derweil vertiefte sich Venray wieder in seine Lektüre. Er überlegte, welchem Blatt er sich als Nächstes widmen sollte. Seine Wahl fiel auf ein Wochenblatt aus Cöln. »La Tribune Colonaise« war für ihren kaisertreuen Konservatismus bekannt. Venray las einen Artikel auf Französisch, der sich als ein reines Loblied auf Gottes Allmacht erwies: Güte und Allmacht des göttlichen Herrn seien auch dafür verantwortlich, Gerechtigkeit zu üben. Denn was sonst könnte Ursache für das sein, was die Menschen diesen Winter erlitten? Dieser besondere Winter drücke die besondere Schwere der Vergehen aus, die der Mensch büßen müsse. Man müsse beten, um den Winter

zu beenden. Gottes Zorn – in Gestalt eines ewigen Winters – war gerecht. Arme und Mittellose litten besonders, während es bei den Reichen, Adligen und Kirchenfürsten oft genügte, sich einzuschränken.

Die Armen waren dieser Theorie folgend also die größten Sünder. Sie starben wie die Fliegen an Hunger und Krankheiten, was niemanden interessierte. Das meiste Unrecht aber wurde in Wahrheit durch Absprachen innerhalb der Obrigkeit begangen.

Der Verfasser war der Verleger selbst, der Cölner Papierfabrikant Johann-Nepomuk Dupois. Der fragwürdige religiöse Sermon riss nicht ab, und Venray legte die Zeitung kopfschüttelnd beiseite. Ein Minimum an Lesevergnügen sollte das Zeitungsstudium ja dann doch bereiten!

Auf Reisen wie in der Amtsstube waren diverse Zeitungen und Wochenblätter seine ständigen Begleiter. Er hielt mehrere Abonnements sogar von in Übersee erscheinenden Blättern. Sie verschlangen geradezu ein kleines Vermögen. Doch nichts hätte ihm das ausreden können. Die »Tribune Colonaise« war mit vier Reichstalern pro Jahr noch erschwinglich. Natürlich, die an dem kaiserlichen Hof in Wien orientierte »Tribune« spiegelte ganz das Bedürfnis ihrer Leserschaft in Cöln. Von aufklärerischen Gedanken wollte man dort nicht viel wissen. Doch Venray empfang Zeitungen, auch wenn sie nicht seine Meinungen und Auffassungen vertraten, als einen besonderen Gewinn des Fortschritts, da er so vieles an Nachrichten und Befindlichkeiten erfuhr.

Allerdings waren die Zeitungen seit Winterbeginn nur noch sehr unregelmäßig gekommen. Seit Jahresbeginn dann gar nicht mehr. Schon im November war der Postkutschenverkehr eingestellt worden. Das hieß, der gesamte Verkehr zu Land wie zu Wasser stand seit drei Monaten still.

Die »Amsterdamer Zeitung«, die Venray nun anstelle des Cölner Blattes zur Hand nahm, schätzte er besonders. Nicht nur, weil sie in seiner Muttersprache Niederländisch erschien und nicht wie sonst üblich auf Französisch, sondern vor allem

widmeten sich die Redakteure der Zeitung besonders gern historischen und naturwissenschaftlichen Themen. Eine beständige Freude für sein wissensdurstiges Gehirn! Gab es eine neue Erfindung, eine Entdeckung oder eine kühne philosophische Theorie – die »Amsterdamer« berichtete mit Sicherheit darüber.

Neugierig blätterte er durch die Zeitung und blieb bei einem Bericht von einem amerikanischen Naturforscher namens Benjamin Franklin hängen. Franklin stellte einen Zusammenhang zwischen einem Vulkanausbruch auf Island im vergangenen Sommer und der veränderten Wetterlage her. Von Amerika bis Europa herrschte ein strenger Winter. Sogar aus Japan lagen Berichte über Missernten vor. Vor allem hatte es sich bei dem Vulkanausbruch nicht um einen einzigen Vulkan, sondern um Hunderte gehandelt.

Venray paffte und riss erstaunt die Augenbrauen hoch, während er jeden Satz des Artikels begierig verschlang. Die isländischen Laki-Krater waren noch nie zuvor ausgebrochen. Nun hatte diese Vulkankette im Südosten Islands ungeheure Mengen Asche und Staub in den Himmel geschleudert. Das schließlich habe den Himmel verdunkelt und das Wetter verändert, deshalb sah man seit dem Herbst die Sonne nicht mehr! Eine ebenso abenteuerliche wie gewagte Theorie! Beides gefiel Venray außerordentlich.

Die Klinge eines Dolchs schob sich Venray ins Gesichtsfeld und pikste durch das Zeitungspapier. Wittib!

»Pass doch auf«, meinte Venray, »am Ende spießt du mehr als ein paar Buchstaben auf!«

»Die müsste jetzt scharf sein«, murrte der Alte, dem selbst krank noch der Schalk im Nacken saß. »Schärfer, als wenn der Teufel selbst sie auf seinem Wetzstein im siebten Kreis der Hölle geschliffen hätte.«

»Du musst es ja wissen«, spottete Venray und überprüfte zufrieden die Klinge. »Deiner bissigen Zunge nach zu urteilen, warst du doch sicherlich schon dort.«

»Meiner Treu, spottet nur; wenn der Winter noch länger

anhält, werde ich mit Sicherheit Gelegenheit bekommen, es für Euch herauszufinden.«

Im Vorraum wurde die Haustür geöffnet. Die Kälte drang wie eine Welle bis in die Stube vor. Stimmen erhoben sich. »Der Kundschafter ist zurück«, meinte Wittib.

Kurz darauf betrat ein Landreiter den Raum. Seine Kleidung war über und über verkrustet mit Eis und Schnee. Ohne zu fragen, stellte er sich an den Ofen und erstattete Rapport. Anfangs fror er so stark, dass er kaum sprechen konnte. Venray rückte beiseite, ließ den Mann gewähren und sich aufwärmen. Er hatte es wahrlich verdient.

Der Landreiter berichtete von einem kleiner Weiler, einen halben Tagesritt östlich gelegen, in dem sich die Räuberbande verschanzt haben musste. Näheres war nicht herauszufinden gewesen. Venray entließ den Kundschafter und dachte nach.

»Es ist so kalt, wie es in der Hölle heiß ist«, meinte Wittib. »Was belieben Euer Hochwohlgeboren zu befehlen?«

Venray paffte einige Male an seiner Pfeife. »Der Teufel hat viel zu schaffen in diesen Tagen«, sagte er und faltete die Zeitung zusammen. »Es ist Zeit, aufzubrechen.«

»Vergesst nicht, Ihr werdet dringend in Rheinmülheim erwartet.«

Venray, von Berufs wegen nicht nur Amtmann, sondern auch Wasserbauingenieur, war ausgeschiedt worden, um in Mülheim am Rhein einen Deich zu errichten, der die prosperierende Stadt vor der drohenden Flut schützen sollte. »Das muss noch zwei Tage warten«, sagte er.

Wittib wollte sich ohne Verneigung entfernen, um die Befehle weiterzutragen, doch Venray hielt ihn auf. »Besorg mir weiße Bettlaken. Zwanzig Stück.«

Der Alte nickte und ging, um die Aufträge seines Herrn zu erledigen. Venray raffte sich auf und verließ das Haus des Pulvermachers.

Draußen griff ihn die Kälte an. Ein schneidender Wind drang innerhalb von Minuten durch sämtliche Kleidungsschichten und biss wie Nadelstiche in die Haut. Das Atmen tat beinahe

weh, so kalt war die Luft, die in die Lunge drang. Venray holte ein kleines Messinstrument hervor und blickte auf ein mit Alkohol gefülltes Glasröhrchen.

»Bei Gott, vierzehn Grad Reaumur! Bleibt hier!«, bettelte Wittib, der sich zu ihm gesellt hatte.

»Und was ist mit denen, die unsere Hilfe brauchen?«, erwiderte Venray.

»Wir brauchen doch selber Hilfe!«

Venray blickte in das schniefende und von Fieber gerötete Gesicht seines Dieners. »Wittib, du bleibst hier und passt auf meine Pfeifen auf.«

»Aber –«, widersprach der Alte.

»Keine Widerrede jetzt!«

So zum Schweigen gebracht, reichte Wittib seinem Herrn eine Kugel, die Venray dankbar aufsetzte. Die fellbesetzte Kapuze mit Schulterüberwurf wärmte ihn. Es war ein längst aus der Mode gekommenes Kleidungsstück, das aber angesichts der Kälte einen überaus sinnvollen Nutzen hatte.

Die Männer des Corps trugen alles, was die Kleidertruhen hergaben. Manches davon wärmte, eine Lederschürze beispielsweise, anderes, wie der Dreispitz, eher nicht. Venray befahl ihnen, alle freien Körperteile wie Hände und Gesicht mit Tüchern oder in Streifen gerissenen Decken zu umwickeln. Ein Mann, der sonst als Bettelvogt dafür zuständig war, Bettler und Hausierer zu vertreiben, war gar barfüßig in den Holzpantinen erschienen. Der Mann würde Erfrierungen erleiden, und das konnte Venray nicht dulden. Er schickte ihn heim. Die Motivation, den Amtmann auf dem Ritt zu begleiten, war hoch. Denn Venray hatte den Leuten für jeden gefassten Räuber ein hohes Entgelt versprochen.

Er selbst war gut gerüstet. Alle seine Kleidungsstücke waren gefüttert. Er trug lange Wollunterwäsche und die Kleidung in mehreren Schichten. Über dem Rock eine mit Fell gefütterte Redingote, einen wadenlangen Reitermantel – ein sehr teures Kleidungsstück. Auch andere trugen eine Redingote, nur selten war sie wie bei Venray gefüttert. Zu guter Letzt bedeckte seine

Gugel nun den Kopf und die Schultern. Die Kapuze gab ihm ein mönchisches Aussehen. Das Gesicht umwickelte er mit einem Wollschal. Die Hände steckten in Fäustlingen, die mit flauschigem Kaninchenfell gefüttert waren.

Den Pferden legte man bei langen Ritten, wie dem geplanten, grobe Decken über, damit die Tiere nicht zu sehr auskühlten. Aber das alles würde bei dem, was sie vorhatten, wenig nützen. Venray fror bereits jetzt. Wie würde es nach einem stundenlangen Ritt durch die Berge sein? Wasser konnten sie nicht mit sich führen, es begann innerhalb von Minuten zu gefrieren. Das Auftauen über dem Feuer dauerte ungleich länger. Aus ihm unerklärlichen Gründen war der frisch gefallene Schnee, über dem Feuer zu Trinkwasser aufgetaut, oft ungenießbar. Das Wasser schmeckte faulig, schwefelig, wurde aber oft genug trotzdem getrunken. Nicht selten führte es zu Durchfall, Erbrechen oder anderen Erkrankungen.

Es dauerte noch einige Zeit, bis Venray aufsitzen und den Befehl zum Aufbruch geben konnte. Dann endlich setzte sich die sechzehnköpfige bunt gemischte Truppe aus Bütteln, Landreitern und anderen Ordnungskräften samt ihren drei Lastenmaultieren in Bewegung. Die Führung übernahm der Kundschafter, der sich in der Gegend gut auskannte, dicht gefolgt von Venray. Die Pferde waren unruhig, sie spürten die Anspannung ihrer Reiter, und blieben es im Grunde den ganzen Weg über.

Die Wege durch das Bergische Land waren steil und eng, der Wald dicht, und wenn sie von Nadelbäumen umgeben waren, drang kaum Tageslicht zu ihnen. Die Pferde fassten auf dem eisigen Untergrund schlecht Tritt. Oft rutschten oder scheuten sie, weshalb Venray befahl, größere Abstände zwischen den Reitern zu lassen. So zog sich der Treck über eine beachtliche Strecke, und oft war Venray längst um die Biegung einer Serpentine geritten, da hatte der letzte Reiter die vorhergehende noch nicht passiert. Die bereits im Sommer kaum für einen Wagen befahrbaren Wege durch unwirtliches Hinterland wurden nun zu halsbrecherischen Pfaden.

Hin und wieder hielt der gesamte Trupp an, weil die Pferde

geführt werden mussten. Das kostete wertvolle Zeit. Aus einem Halbtagesritt wurde ein Gewaltmarsch. In manches Tal führte ein derartig steiler Pfad, dass sie die Pferde nur einzeln hinabführen konnten. Kaum einer der Männer murrte, vornehmlich wohl deshalb, weil der Amtmann bei ihnen war und die gleichen Strapazen erduldet wie sie selbst.

Wenige Augenblicke nachdem Venray eine Talsohle durchquert hatte, entstand Lärm hinter ihm. Ein Pferd war ins Leere getreten. Ross und Reiter stürzten drei, vier Klafter tief und schlugen auf dem Grund der Schlucht auf. Die Verunglückten versanken im Schnee. Venray sah noch ein Zucken der Hufe, das genauso urplötzlich erstarb, wie sich der schreckliche Sturz ereignet hatte. Zwei hinabsteigende Männer konnten nur noch den Tod feststellen.

Venray stieg ab und ging zurück, um die Ursache des Unglücks zu erkunden. Unter der Schneedecke befand sich eine schmale Brücke. Eine Brücke ohne Geländer! Das Pferd war danebengetreten und deshalb gestürzt. Es hätte jedem anderen genauso passieren können. Nur mit Glück hatte er selbst die Brücke getroffen, als er die Stelle zuvor passiert hatte. Er ließ die Brücke mit Ästen markieren, damit sich ein solcher Vorfall nicht wiederholte. Die Stimmung war gedrückt. Sie hatten einen Mann verloren.

Erst nach vielen Stunden erreichten sie den Weiler. Lange beobachtete Venray den Hof von der Schneewehe aus. Dann hatte sich der Mord an der jungen Magd ereignet. Ein längeres Zögern war auch allein deshalb nicht mehr möglich, weil die Männer des Trupps durchgefroren waren und sich der Tag dem Ende zuneigte.

Die mit weißen Bettlaken getarnten Männer des Policytrupps pirschten wie Schneegeister durch den Wald ins Tal hinab. Die Pferde blieben angebunden oben im Wald zurück.

Das schwindende Tageslicht wie auch die Tücher boten ihnen Schutz. Dennoch waren sie entdeckt worden, denn kaum erreichten sie unten den Waldrand und verließen die Deckung

des Waldes, um auf die freie Fläche vor der Hofanlage zu treten, da wurde das Feuer auf sie eröffnet. Die Männer duckten sich im Schnee. Venray zählte siebzehn Schüsse, bis Ruhe einsetzte. Folglich mussten sie mit mindestens siebzehn Gewehren rechnen. Dass es genauso viele Schützen waren, musste man zumindest annehmen. Demnach war er mit seiner Mannschaft in der Unterzahl. Natürlich konnte ein Schütze zwei oder gar mehrere Gewehre hintereinander abfeuern. Sehr viel länger dauerte das Nachladen der Vorderlader.

Ein großer Teil der Schüsse war in die Äste über ihnen ge-kracht. Das war ein Anzeichen dafür, dass die Schützen nicht genau wussten, wo sich ihre Ziele aufhielten. Er hätte den Schießbefehl so nicht erteilt, sondern gewartet, bis sie näher herangekommen wären und eine wandelnde Zielscheibe darstellten. Doch Venray unterschätzte seinen Gegner nicht. Momentan war ihre Tarnung noch ein Vorteil, was sich aber schnell ändern konnte, wenn sie das Feuer erwiderten und somit ihre Positionen preisgaben. Sie wussten nichts über ihren Gegner, und da war es ratsam, besonders vorsichtig zu agieren. Immerhin hatte man seine Leute sehr viel früher entdeckt, als Venray gehofft hatte.

Er schätzte, dass sie ungefähr eine Minute hatten, bis der erste Schütze nachgeladen hatte und erneut schießen würde. Rasch teilte er den Trupp in drei Gruppen ein und trieb die Männer angesichts der äußerst knappen Zeit zur höchsten Eile an. Die erste Gruppe sollte die Mühle am Bach durchsuchen, die zweite Gruppe nahm sich die beiden Scheunen und Ställe zur Linken vor, er selbst eilte mit drei seiner Untergebenen, darunter der Landreiter Carl und der Gerichtsdiener aus Altenberg, auf das unmittelbar vor ihm liegende kleinere der beiden Wohnhäuser des Weilers zu – eine einstöckige Bauernkate mit kleiner Stallung im Erdgeschoss. Eine enge, niedrige Tür teilte das Fachwerkgebäude in zwei Hälften. Links neben der Tür stand unterhalb von zwei kleinen Fenstern eine Bank, auf der sich der Schnee türmte.

Venray rannte los, doch als sie das freie Feld verließen und

eine Streuobstwiese mit dünnen Apfel- und Birnbäumen betraten, veränderte sich der Schnee unter ihren Füßen. Weicher Pulverschnee ließ sie fast hüfttief versinken. Mittlerweile waren sie dem Bauernhaus so nah, da half auch keine Tarnung mehr. Damit saßen sie wie auf dem Präsentierteller.

Venray sah einen Lauf aus der Tür herausgucken und hatte gerade noch Zeit genug, seine Männer zu warnen. Die zweite Salve Gewehrschüsse kam sehr viel gezielter. Nur knapp verfehlte eine Kugel Venray, der sich tief in den Schnee drückte. Einer seiner Männer hatte nicht so viel Glück. Jetzt eröffnete sich vermutlich ihre allerletzte Chance, die Situation zu ihren Gunsten zu entscheiden. Zwar waren die Banditen im Haus deutlich besser geschützt und damit generell im Vorteil. Doch wenn sie es schafften, die Kate zu erreichen, bevor die Räuber nachgeladen hatten, würden sie die Männer in einem schutzlosen Augenblick überraschen.

Es waren kaum mehr als vier Wagenlängen bis zum Haus. Venray spuckte sich, so schnell es der tiefe Schnee eben zuließ. Doch es kostete Zeit und Kraft. Seine Augen ruhten stets auf dem Bauernhaus. Als er im Schatten der Haustür eine Bewegung wahrnahm, schoss er mit der Flinte und erzielte einen Treffer. Der Leichnam eines Räubers kippte aus dem Türrahmen vorwärts in den Schnee. Venray zog seine Pistolen. Nur noch eine Wagenlänge und er hatte es geschafft.

Am Haus angekommen, richtete er die vorgehaltenen Waffen in den Gang, sah aber nur noch, wie zwei im Dämmerlicht des Flurs kaum erkennbare Gestalten auf der anderen Seite des Hauses zur Vordertür hinausflohen. Venray feuerte beide Pistolen ab, traf aber nur die Türpfosten. Er fluchte und drückte sich an die Hauswand, um seine Männer nachrücken zu lassen.

Landreiter Carl schob sich geduckt durch den dichten Schnee und drückte Venray die nachgeladene Flinte in die Hand. Gleichzeitig nahm er ihm die Pistolen ab, um auch die wieder schussbereit zu machen. Carl war flink. Und in den Augen des jungen Gerichtsdieners brannte das Feuer der Ra-

che. Sie waren nur noch zu dritt. Ihr vierter Mann lag tödlich verwundet auf der Wiese im Schnee.

Mit den Waffen im Anschlag arbeitete sich der kleine Trupp weiter in den schmalen Flur des Hauses vor. Links von ihnen im halb offenen Stall raschelte etwas – drei Gewehrläufe richteten sich auf einen abgemagerten Ziegenbock. Nur kurz atmeten sie auf, denn dichter Qualm drang nun aus einem Raum auf den Gang. Die Räuber hatten Feuer gelegt. Venray befahl seinen Männern, das Feuer zu löschen. Er selbst erklimmte die schmale Stiege, schon eher eine Leiter als eine Treppe, hinauf ins obere Geschoss.

Den Treppenabsatz hielt er dabei im Visier. Er war noch nicht ganz oben angekommen, da sah er bereits den ersten Toten. Mitten auf dem Gang lag ein alter Mann inmitten einer längst getrockneten Blutlache. Die Hände waren dem Alten auf den Rücken gefesselt. Ein feiger Akt purer Grausamkeit.

Venray musste über den Toten hinwegsteigen, um die anderen Räume durchsuchen zu können. Auf der oberen Etage gab es vier winzige Räumchen, allesamt Schlafkammern, die so niedrig waren, dass er nur gebückt stehen konnte. In den vorderen Räumen entdeckte er drei weitere Leichen. Eine ältere Frau sowie eine Frau und einen Mann in Carls Alter. Anfang zwanzig. Vermutlich eine weitere Magd und ein Knecht des Bauern. Im letzten Raum jedoch verschlug es ihm vollends die Sprache. In der Schlafkammer lagen zwei Kinder, beide erschossen, vor dem Bett ihrer Eltern, die darin lagen. Die Mutter geschändet und mit durchgeschnittener Kehle, dem Mann steckte ein Dolch bis zum Schaft in der Brust. Ein Massaker. Sinnlos und unerklärlich brutal. Was konnte es anderes sein als die pure Lust, zu töten?

Unterhalb des schmalen Fensters, kaum größer als eine Schießscharte, sah er eine Wiege stehen. Mit zitternden Fingern bewegte er sich darauf zu. Er kam dem Fenster immer näher und musste schließlich nachschauen. Venray fand seine schlimmste Befürchtung bestätigt. Ein Säugling lag darin. Das zarte Gesichtchen des kleinen Geschöpfes zeigte die blaugraue Verfärbung der Erfrierung.